

Assur-bani-apli

Was ist Dumbledore?

Veröffentlicht auf Harry Potter Xperts
www.harrypotter-xperts.de

Inhaltsangabe

Prof. Severus Snape hat Hermine Granger gehehlicht und möchte sich mit ihr in der Abgeschiedenheit einer Ostseeinsel ein gemeinsames Leben aufbauen. Ein romantisches Tête à Tête - bis plötzlich Dumbledore auftaucht. Und mit ihm dringen dunkle Mächte in diese Idylle ein. Erzählt wird aus Severus Snapes Sicht. [Achtung: SS / HG erscheinen wie OoC; Darkfic und Triggergefahr!]

Vorwort

Diese Geschichte ist sicher nicht das, was sie vorgibt zu sein. Der eine oder andere Leser wird dies sicher recht schnell bemerken und denken: "Man, das stimmt doch hinten und vorne nicht!" Ich kann solche Leser nur begrüßen, da sie sich auf der richtigen Spur befinden. Kritisches Lesen ist hier angebracht, um den Durchblick zu behalten. Hinzu kommen die teilweise recht frauenfeindlichen Szenen, die den einen oder anderen abstoßen werden. Zwar kommt es v.a. im ersten Teil der Geschichte zu keinerlei äußerer- sichtbarer Gewalt, doch sollte ich anmerken, dass auch die mehr als subtilen Anspielungen Snapes auf sein Eheleben mit Hermine beredtes Zeugnis davon ablegen, dass hier einiges im Argen ist. Und ich sehe mich dazu gemüßigt, schon jetzt zu schreiben, dass ich mich von dieser Art der zwischenmenschlichen Beziehung distanzieren. Sie ist allerdings Teil der Geschichte und wird in ihrem Verlaufe auch kritisch betrachtet. Es sollte den Leser deswegen nicht mutlos werden lassen. Die Geschichte wird das, was sie schon jetzt ist. Und nun viel Spaß beim Lesen!

Inhaltsverzeichnis

1. Landleben
2. Sommerspaziergang
3. Meer

Landleben

Ich sagte damals aus tiefster Seele Ja vor dem Standesamt und später in der Kirche und nahm sie mit mir in die Abgeschiedenheit eines kleinen Fischerdorfes an die Ostsee, in dem wir uns mit nichts weiter als einem abgeknickten Stab in der einen und einer beim Bäcker nebenan besorgten Hochzeitstorte in der anderen, ein gemeinsames Leben aufbauten. Den Stab schmissen wir nach einer Weile weg. Weder meine Frau noch ich wussten, wie und wo wir ihn erhalten hatten. Er sah kümmerlich aus, gerade wie ein dürrer Zweig, der sich noch nicht einmal in einer Vase wohlfühlen wollte, geschweige denn in unseren Händen. Es ist bisweilen seltsam, was man auf seiner Reise so alles mitschleppt. Wie viel Ballast, wie viel Unrat, von dem man im ersten Moment überzeugt ist, man bräuchte ich noch. Aber wozu sollte uns dieser abgeknickte und vollkommen abgegriffene Stab nützen? Meine Frau und ich hatten viel Freude aneinander und genossen unsere Zweisamkeit, wie es eben zwei sich Liebende zu tun pflegen. Das Leben schien uns gewogen.

Und die Träume, aus denen ich bisweilen des Nachts vom Schweiß durchnässt gleich einem jungen Athleten hochsprang und noch während des Erwachens das Gefühl hatte, beobachtet zu werden, konnte ich stets mit einem kühlen Schluck klaren, kalten Wassers hinwegspülen, um mich dann, nach einiger Zeit des Auf- und Abgehens wieder neben meine engselig schlummernde Frau zu betten.

Wurde es mir in meinem Inneren doch einmal zu laut – ich würde lügen. Sagte ich, dass dies nicht auf jeden Menschen hin und wieder zutrifft – stellte ich die Musik in meiner Umwelt umso lauter:

Am Anfang, kurz nach unserem Zuzug, gingen wir auf Dorfparkies, hörten längst vergessene Schlager und Hits, tanzten dazu auf den Tischen, kurz, ließen unsere Jugend sprechen. Und, auch wenn ich nicht mehr der Jüngste bin, so kann ich doch sagen, dass ich mit meiner Frau mithalten kann. Und das muss ein Mann können, wenn er sich eine über 20 Jahre jüngere Frau aussucht und ehelicht. Später nahmen wir von diesen Parties Abstand und fanden uns als gute Christenmenschen des Sonntags um 10 und während der Ferien um 11 Uhr in der Katholischen Kirche unseres Dorfes wieder. Ich begann mich in der Gemeindefarbeit zu engagieren – zuerst als Glöckner und an Feiertag im Posaunenchor. Hierfür hatte ich mir eigens eine kleine exquisite D-Trompete anfertigen lassen, die, da ich schnelle Fortschritte machte, mit ihrem klaren Klang bald jedermanns Sinne betörte, gerade, als wäre ich ein Magier. Bach hatte mir sprichwörtlich die Hand gereicht und mich gefragt, ob ich nicht gewillt sei, die Trompeten-Soli in seinem imposanten und über die Grenzen des Landes hinaus bekannten Weihnachtsoratorium zu spielen. Leider lebt Bach nicht mehr. Wir hätten unsere Freude aneinander gehabt.

Bisweilen schrieb ich einige Zeilen in mein Tagebuch, übte mich auch im Schreiben von Geschichten, kam jedoch über den Anfang nie hinaus, da sich mir die Charaktere immer dann entzogen, wenn ich sie richtig fordern wollte.

Meine liebevolle Frau hütete derweil das Haus, putzte die Fenster, kochte das feinste Essen und kümmerte sich aufopferungsvoll um unseren mit Obstbäumen reich bepflanzten Garten, der uns an lauschigen Sommerabenden einen träumerischen Blick auf die spiegelglatte Ostsee gewährte.

Wenn man uns fragte, warum wir hierher gekommen seien, da das Land nur im Sommer schön und paradiesisch, die Mehrheit des Jahres jedoch äußerst karg und auf das Gemüt drückend, die Winter entsetzlich lang, kalt und finster, die See überaus unberechenbar und rau sei, erwiderten wir, gerade deshalb, weil das den Zauber dieser Insel ausmache und wir hier unser gemeinsames Leben beginnen wollten.

Das Misstrauen gegenüber Fremden – zumal wir auf einer kleinen, westlich von Rügen liegenden Insel lebten und also in eine, den natürlichen Grenzen geschuldete, bisher von jeglichen Fremdeinflüssen weitestgehend verschonte und abgeschiedene Gemeinschaft eintraten – wurde durch das wachsende Vertrauen in unsere Beteiligung am Inselalltag und schließlich in unsere Arbeit wieder wettgemacht. Ich stelle jedoch

fest, dass diese Leute nicht sehr großzügig, eher verschlossen und distanziert waren. Sie gaben nicht gerne, schon gar nicht, wenn der Bittende nichts als Gegenleistung bereit hielt. In der christlichen Gemeinschaft aber zeigten sie sich etwas freundlicher und öffneten sich, da sie es als ihre Pflicht ansahen. Hinzu kam unser ehrliches, höfliches und obendrein offenes Auftreten. Beides verhinderte, dass wir mit dem Stigma des andersartigen Fremden versehen wurden. Außerdem besitze ich einige Kenntnisse im Bereich Heilkunde, da ich mir, meinem Wissensdurst geschuldet, zahlreiche Bücher über die Wirkung von Kräutern und deren Anwendung durchgelesen hatte und hochwirksame Tees zu kredenzen vermochte. Sie stehen alle fein säuberlich nebeneinander in einem der Regale meiner Bibliothek und dienen mir noch immer, da ich mich nun als einen, man mag mir meine Freude und meinen Stolz nicht als Überheblichkeit auslegen, den fähigsten Heiler dieser Insel nennen darf. In Zeiten der zunehmenden Industrialisierung, der damit einhergehenden Bedrohung des Menschen durch die Umweltverschmutzung einerseits und dem wachsenden Missbrauch von chemisch hergestellten Medikamenten und Präparaten andererseits, bestand ein großer Bedarf an homöopathischen Behandlungsmaßnahmen. Dadurch kamen wir den hiesigen Menschen näher und betraten allmählich einer aus christlichen Mythen und Mädchen bestehende Welt, die auch unser Denken mehr und mehr durchdrang. Da ich schnell lernte, wusste ich, dass der katholischen Lehre folgend, Maria als himmlische Königin, die der irdischen Gewalt wegen blutige Tränen vergoss, verehrt wurde. Ihre Tränen besaßen heilende, wenn nicht sogar segnende und schützende Kräfte.

Viele meiner Patienten betrachteten mich bald als Freunde. Eines Tages wurde ich sogar für den Gemeindegemeinderat vorgeschlagen. Ich befürchtete jedoch, dass dieses Ansinnen auf das Konto einiger älterer Frauen, die dieser Versammlung schon einige Jahre lang beiwohnten, ging, denn während des Gottesdienstes, speziell beim Abendmahl vor dem Altar hatte ich bemerkt, dass sie ein allzu verträumtes Auge auf mich warfen. Um zu verhindern, dass sie sich, ihre christliche Anmut vollkommen vergessend, selbst bloßstellten, lehnte ich das unsere vollständige Integration bezeugende Angebot mit dem Verweis auf meine mangelhaften Deutschkenntnisse freundlich, aber bestimmt ab. Fernerhin deutete ich an, dass ich Gott auch in anderen Kreisen, wie etwa dem Posaunenchor, dienen könne. Über meine Demut hoch erfreut, ernannte mich der Priester zum Ehrenmitglied des Ältestenrates. So kam ich vom Regen in die Traufe.

Jeden ersten Donnerstag des Monats ab 19 Uhr musste ich nun, in manches Mal mehrstündigen Sitzungen bis dato unbekannte Scherze und Neckereien älterer Jungfern über mich ergehen lassen, während der Priester wohlgenut über Glaubensfragen referierte und von all diesen, sich meist unter dem Tisch abspielenden, Szenen natürlich nie etwas mitbekam.

Bisweilen, das sei meinem unbändigen Forschergeist und meiner Philanthropie geschuldet, reagierte ich auf ihre, wenn auch stummen, Bitten und erntete dafür ein überaus schnurrendes Seufzen aus alternden Kehlen, das dem betagten Priester nunmehr als Ausdruck höchster Frömmigkeit galt, da er – wie er mir einmal mit einem Augenzwinkern auf seine Frauen erklärte – annahm, sie würden, seit ich erschienen sei, selbst hier, im Gemeindehaus Jesu Hilfe zum Wohle der Kirche erleben. Dadurch ließen sie ihm ein wenig Zeit, sich um gravierendere Probleme in der kleinen Gemeinde zu kümmern. Selbstredend saßen sie jeden Sonntag fein herausgeputzt vor der Kanzel und widmeten sich den Jesu preisenden Worten des Priesters mit einer allzu großen Hingabe, dass sie die Predigt im Nachgespräch nicht fähig waren zu diskutieren. Stattdessen fanden sich vor des Priesters Nase einige süße Leckereien, die dieser mit solch einer Hingabe genoss, dass er der fleischlichen Versuchung, die ihm in Form überaus üppiger und tiefausgeschnittener Dekolletés darbot, nicht mehr bedurfte. Und ich verstand nun vollends, dass auch er diesem Wunsche, mich in den Gemeindegemeinderat zu berufen, angehangen hatte, denn alsbald nach meinem Erscheinen war ich es, dem Köstlichkeiten wie einem Kultbilde dargebracht wurden.

Sommerspaziergang

Dann erblickten unsere beiden Kinder das Licht der Welt und vor allem auf das Mädchen war ich als Vater und Mann besonders stolz, sieht es doch ihrer Mutter so verblüffend ähnlich und trägt deren sommerlich wärmenden Sonnenschein in ihren haselnussbraunen Augen. Jenny ist offen, liebenswert, hilfsbereit und warmherzig – wie ihre Mutter. Sie ist schnell herangewachsen, noch viel schneller gereift, wie es Mädchen im Alter von 15 Jahren eben zu tun pflegen, und besucht uns, da sie in ein Internat auf dem Festland geht, nur in den Ferien.

Unser Kleiner, Alan-Patrick, 8 Jahre alt und in einer stürmischen Winternacht geboren, bereitet uns hingegen Sorgen. Zwar besitzt er mein Äußeres, das, wie ich in aller Bescheidenheit zugeben darf, meine so junge und hübsche Ehefrau zu bezaubern vermochte, damals, als wir uns zum ersten Mal trafen, auch wird er oft mit mir verglichen, doch scheint er sich, gleich einem mickrigen Pflanzenspross, der zu wenig Wasser und Licht bekam, nur kümmerlich zu entwickeln.

„Das ist aber ein süßer Fratz!“, lächelten die Jungfern des Sonntags in der Heiligen Messe, als er getauft wurde – und gleichzeitig warfen sie mir Blicke zu, die ihre innigsten Wünsche offenbarten. Ich wäre kein Mann, hätte ich nicht in ihnen zu lesen vermocht.

„Wie sein Vater“, bestätigte der Priester.

Dieser süße Fratz – das muss ich mit Erschrecken feststellen – ähnelt unserer Familie nun ganz und gar nicht, gleichsam so, als wäre er nicht unser Kind. Er verkriecht sich gern, grübelt und lässt sich schnell zu etwas verleiten. Außerdem benutzt er Schimpfworte, die meine engelsgleiche Frau, ein Sonnenschein von Mensch, und ich niemals in den Mund nehmen würden. Er verhält sich wie ein Einzelkind, ist unkommunikativ. Bisweilen neigt er zu übersteigertem Egoismus und zänkischem Verhalten. Auch kränkelt er viel, da ihm das allzu raue Klima wohl nicht bekommt, und nutzt dann die Zeit, da er das Bett hüten muss, um zu lesen, zu schreiben und wiederum zu grübeln. Ein finsterner Charakter, würde ich sagen, wenn er nicht unser Kind wäre.

Befällt ihn das Fieber, neigt er zu Phantasien, in denen er, so beschreibt er es heftig schwitzend, ans Meer hinausläuft, getrieben von dem unbändigen Verlangen hineinzugehen, da er aber vor den blutigen leeren Augenhöhlen, die ihn aus dem Meer heraus anstarren, solch große Angst hätte, vollbrächte er es nie.

Unser Sohn, eine vom Fieber geschwächte, kindliche Seele, die verwoben in die christlichen Mythen und Märchen, die allzu oft die blutige Tränen weinende Jungfrau Maria vor sich sah. Anders konnte ich es mir nicht erklären. Ich wusste, dass der Priester dieses Thema mit den Kindern bereits in der Religionsstunde besprochen hatte. Da diese Tränen, wie ich bereits erwähnte, reinigende, heiligende Wirkung besaßen, wusste ich meinen Sohn, bei aller Sorge, die er mir bereitete, in segensreichen Händen. Fernerhin, so ließ ich mich von einigen Bekannten belehren, sei es für ein am Meer geborenes Kind nichts Ungewöhnliches, von eben diesem Abstand zu nehmen, da es instinktiv um seine Gefahren wüsste. Nur die Touristen würden das kühle Nass in jeder Hinsicht über Gebühr in Anspruch nehmen. Ich gab mich mit dieser Erklärung zufrieden, denn noch war die Insel für mich ein Hort der Freude und der romantischen Idylle.

Meine liebreizende Frau und ich unternahmen Wanderungen, bald mit unserem Sohn, bald allein. Zur Zeit, da der Sanddorn seine orangefarbenen Früchte trug, machten sich meine mädchengleiche Frau und ich eines Sonntags, gleich nach der Heiligen Messe, allein auf den Weg, um den Norden der Insel zu erkunden, während unser Sohn bei einer der alten Jungfern blieb und dort auch gut versorgt und mit viel Liebe bedacht wurde. Das Sprichwort Eine Hand wäscht die andere, fiel mir in diesem Zusammenhang ein und das dem folgende Schmunzeln sei mir gestattet.

Meine liebevolle Frau und ich wanderten erst an der Küste entlang, um uns dann gegen Mittag in die Buschwälder zu schlagen, da die Strahlkraft der Sonne zu dieser Tageszeit am intensivsten war und ich des Durstes wegen keine Pause einlegen wollte, bis wir unsere Etappe geschafft hätten.

So kämpften wir uns denn mutig durch das Unterholz, Vagabunden gleich, die nicht wussten, wo sie des Nachts unterkämen. Welch ein Abenteuer, den bereits jetzt in der Luft schwirrenden Spinnweben und den spitzen Dornen der Sträucher auszuweichen. Der bunte Rucksack hüpfte immerfort vor meinen Augen umher und ließ meinen Blick über ihre breiten, unsere beiden Kinder wohlbehütet habenden Hüften, gleiten. Sie hatte, auf mein Anraten hin, während der beiden Schwangerschaften jeweils mehrere Kilo zugenommen, um jetzt nur noch madonnenhafter zu wirken. Es war die Sorge um die Kinder und natürlich auch um sie, die mich getrieben hatte, sie zu vermehrtem Essen zu animieren und ihr bis auf wenige Spaziergänge keinen Sport zu gestatten. Denn wie hätte eine so junge, mädchenhafte Frau, gesunde Kinder gebären sollen, ohne Gefahr zu laufen, selbst bei der Geburt zu sterben? Sie, ganz Ehefrau und Mutter, sah es ein. Wie glücklich kann ich mich schätzen, eine so intelligente und einsichtige Partnerin an meiner Seite zu haben! Ihre Pfunde saßen nun an den richtigen Stellen und ich wäre kein Mann, hätte mich dieser Anblick nicht erregt – noch dazu in solch hitzig wilder Natur. Wie anmutig schwang sie ihren runden Hintern über umgestürztes Geäst, gerade so, als wolle sie mich einer Jungfrau gleich, neckend und doch mädchenhaft verschämt, da nicht fähig, sich umzudrehen und mir ihr Begehren offen ins Gesicht zu sagen, an meine männlichen Pflichten erinnern. Und dann, wie ermattet ihre Geste, als sie sich das vom Schweiß schwere Haar aus der Stirn strich, so als schöpfe sie nach einem harten, ihre Gelüste befriedigenden Ritt voller Innigkeit zum ersten Mal wieder Atem. Schon wollte ich sie in meine Arme schließen und ihr das Gewünschte gewähren, doch ich wäre kein Mann, würde ich ihren Wünschen so schnell nachgeben und nicht auf eine bessere, die Sinne betörende Situation warten, um in ihr den Samen eines neuen Kindes zu pflanzen und unsere katholische Ethik dadurch zu verwirklichen. Heißt es nicht: Seid fruchtbar und mehret euch?

Eine tastende, ihre üppig wippenden Brüste von hinten umfangende Berührung gönnte ich mir indes und strich, da ich ein leises Seufzen aus ihrer engelsgleichen Kehle vernahm, mit den Daumen lockend über ihre sich versteifenden Knospen. Sogleich ertappte ich mich bei dem Wunsche, wieder derjenige zu sein, der ihren herrlich erquickenden Milchquell stimulierend an ihren nährenden Brüsten saugen dürfe, während das Kindlein tiefschlummernd in der Wiege neben unserer Bette läge.

Ich gab ein leises, sie anregen sollendes Brummen von mir und biss ihr, gleich einem feurigen Hengste in ihren beinahe unberührten Hals. Sie stöhnte, blieb stehen, ließ ihren Kopf auf meine breit, durch den Kirchdienst – ich war als Glöckner angestellt worden – gestählte Schulter sinken, drückte ihren runden Hintern an meine, die Hose beinahe sprengende Männlichkeit und begann die Schwellung wohl bemerkt habend, mit ihren Hüften zu umkreisen – ein Tanz, der mir die Sinne zu rauben drohte. Ich wäre kein Mann, hätte ich dieser Situation Einhalt geboten! Fordernd fuhr ich ihr unter die Bluse und massierte ihre schwellenden Brüste, die im Rhythmus ihres nun schneller werdenden Tanzes nun erneut wonnig zu wippen begannen und meine Männlichkeit nach ihr verlangen ließ, sodass ich befürchten musste, meine Hose würde dem allzu starken Drängen nicht länger standhalten können, zumal der Reißverschluss nicht mehr der Jüngste war. Ich würde meiner Frau gleich nach unserer Heimkehr sagen, dass ich dringend einen neuen benötigte. Meiner, durch das Glöckneramt sehr ausgeprägten Muskelkraft sei es gedankt, dass ich sie packen und in Windeseile dem Ausgang des Urwaldes entgegentragen konnte, während sich unsere Münder tief in einander versenkten und nur manchmal durch ein leichtes Stolpern meinerseits getrennt wurden.

Die uns empfangende Blumenwiese unter der herrlich wärmenden Sonnen schien uns für unser Anliegen gerade recht. Mit einer Glockenblume in der Hand kitzelte ich ihre empfindlichste Stelle und hielt mich zurück, ihre Feuchtigkeit schon jetzt mit der Zunge aufzunehmen, obwohl mich ihre tiefrote Schwellung auf den Bauch zwang. Ich wollte sie sehen, sie kosten, mit der Zunge in sie eindringen, um das Paradies, in dem mein neuer Nachkömmling – und hoffentlich besserer Stammhalter als Alan-Patrick – geborgen heranwachsen sollte, ehe er, den Geburtskanal durchbrechend, das Licht der Welt erblickte. Es war ein die Sinne betörendes Erlebnis, zwischen den Schenkeln meiner geliebten Frau, diese kleine, sich schnell verhärtende Blüte zu massieren, während meine Zunge in wohlbekanntes und doch jedes Mal aufs Neue erregende Gebiete vordrang.

Schon schmeckte ich die tief aus ihrem Körper abgesonderte säuerliche Süße am Gaumen, als sie meine Männlichkeit, ohne dass ich es geplant hätte, ein erstes Mal im Grase ergoss. Doch ich wäre kein Mann, wenn ich nun, von der Arbeit ermattet, innegehalten und mich wie ein sterbende Spinne auf den Rücken gelegt hätte, um dem Kostbarsten, das ich gemäß der Bibel besaß, nachzutruern. Meine Same, das wusste ich mir als alles andere, würde schließlich an die für ihn vorgesehene Stelle gelangen, um dort seine ihm eigene Arbeit tief im Leibe meiner wunderschönen Frau zu verrichten.

Ich legte mich nun auf den Rücken und überließ ihr das Spiel, ihr und ihrem unersättlichen Mund, um selbst in der Sonne entspannend, das lustvolle Saugen zu genießen. Wie gekonnt sie ihn, meinen liebsten Freund, den bereits wieder Anschwellenden mit ihrer seidenweichen Zunge umspielte, immer an der richtigen Stelle knabbern, saugend, lutschend. Dabei umfasste sie ihn, drückte leicht zu und löste dadurch neuerliches Verlangen in meinen Lenden aus, so dass ich sie Augenblicke später auf mich ziehend, tief und befreiend in ihre, meinen Samen willkommenheiße Nässe drang. Ich glaubte, ihren Muttermund leicht zu spüren, da sie ein entzücktes Schnurren von sich gab und einen schweren, meine Sinne bezaubernden Ritt begann, an dem auch ihre, wie schwere reife Früchte wirkenden Brüste überaus lustvoll teilhatten.

Die Wiese war uns zu einem Ort der Innigkeit und Zweisamkeit geworden, denn wir liebten uns so heftig, bis ich, meinen letzten Samen in die abgeben, glaubte, dass in ihr nun tatsächlich ein neues Kindlein heranzuwachsen beginne, das ihrem Körper neuerlich zu höchster Weiblichkeit und uns zum Erhalt der katholischen Ethik verhalf.

Doch musste ich mich alsbald von diesen, so wichtigen Gedanken trennen, da ich, übermannt von einer plötzlich eintretenden Welle der Müdigkeit, nur noch die Augen schließen und ein wenig dämmern konnte, ehe mich meine madonnenhafte Frau mit einem zärtlichen Kuss auf meine wohl leicht geöffneten Lippen weckte und zum Aufbruch gemahnte.

Der nun folgende Weg führte uns über offene Wiesen, die links vom Meer, rechts von kleineren Büschen eingerahmt waren, als wir plötzlich vor dem Leuchtturm standen, den wir im Feuer unserer Liebe absolut vergessen hatten – und mithin die Leute, die von ihm aus die Landschaft bewundern wollten. Aber jetzt, da es nichts mehr zu sehen gab, wandten sie sich ab. Und auch wir machten recht schnell kehrt, das Landesinneren wartete.

Ich spürte die kleine Hand meiner Frau in der meinen, während wir uns zum Bodden, auf der Ostseite der Insel durchschlugen, um an ihm verweilend, den kleinen Fischerboten, die auf dem Wasser trieben, mit den Blicken zu folgen. Als ich in die nussbraunen Augen meiner lieblichen Frau sah, hupfte mir das Herz im Leibe. Vielleicht, so dachte ich, würde nun unser bald heranwachsendes Kind auch diese Schönheit im Blick haben? Rasch stellte ich mich hinter sie und umfasste ihren sich nun bald wieder rundenden Körper. Zärtlich strich sie über meine Hände und drückte sie einige Male fest auf ihren Leib, so als wünsche auch sie sich nichts sehnlicher, als dass mein Same in ihr tätig werde und sie, ein weiteres, meinen Lenden entstiegnes Kindlein gebäre, das sie zur Mutter mache – ganz im Sinne der katholischen Ethik.

Meer

Die Zeit verstrich und das Ziel unserer Reise rückte in unerreichbare Ferne, da es – so hatte ich mit Hilfe der Wanderkarte errechnet – 5 Kilometer bis zur Vogelwarte waren. Dies in Stunden umgerechnet bedeutete, dass wir noch mindestens 4 Stunden wären, Außerdem wollte ich ans Meer und meinen, von der sommerlichen Hitze und dem Liebesakt schwitzenden Körper Erholung und Labsal spenden. Meiner holden kleinen Frau, die diesen Vorschlag mit Begeisterung aufnahm, konnte ich indes begreiflich machen, dass sie die heranreifende Frucht ihres Leibes zerstörte, würde sie den Lockungen der salzigen Erquickung nachgeben.

Sie nahm es nicht ohne Widerworte hin, runzelte ihre feine kleine Stirn und gebärdete sich auf dem ganzen Weg hin zum tiefblauen Meer wie ein zorniges, kleines Mädchen. Doch eine tiefer Blick aus meinen Augen, besänftigte sie schließlich. Oder war es meiner butterweichen und zugleich sonoren Stimme zu verdanken, dass sie mir, am Meer angekommen, einen tiefen Kuss gab und mit einem versonnenen Lächeln zum Meer hinabschritt, um nur ihre Füße und Arme sowie den Oberkörper zu netzen?

„Das Meer“, wisperte sie, als sie ihren Blick über diese unendlichen Wasser gleiten ließ, „so wunderschön. Als Kind bin ich gern geschnorchelt und habe die Ruhe dieser Weite genossen. Herrschte am Strand auch eine Geräuschkulisse wie in einer Großstadt – das Meer, geben wir uns ihm hin, legt einen feinen Mantel des Schweigens um unsere Schultern. Das Meer ist die Freiheit von der menschlichen Enge. Schon als Kind habe ich mir vorgenommen, einst auf See bestattet zu werden.“

Sie wandte mir ihr verzücktes Gesichtlein zu und veranlasste mich zu der Frage, ob sie denn keine Angst habe, als Fischfutter zu enden.

„Nein“, hauchte sie. „Ich kann nur den Gedanken nicht ertragen, auch im Tod von anderen Menschen bedrängt und erstickt zu werden. Schon als Kind war das so ... Schon als Kind.“

„Aber wie kommst du denn jetzt auf diese Idee, sterben zu müssen“, fragte ich, um die geistige und körperliche Gesundheit meiner kleinen Frau ernsthaft besorgt, und ließ meinen Blick auf ihrem, sich nun recht bald rundenden Leib ruhen. Was sollte geschehen, würde sie erkrankt auf dem Bette darniederliegen und ein ebenso krankes Kindlein gebären, dem es kaum vergönnt war, vom einst herrlich sprudelnden Quell ihrer Brüste zu trinken, da er der Krankheit wegen versiegt, geschweige denn mir, der, das musste ich ehrlich zugeben, doch der einzige war, der ihr Linderung verschaffen konnte, wenn sie – ob der Fülle der Milch, die sie einst produzierte – über ein Spannungsgefühl in ihren Brüsten klagte. Und ich weiß, wie weh das tut! Ich habe schon Kühe in Ställen um Erlösung schreien hören, deren von der Milch prallen Euter auf dem Boden schleiften! Welch Schande für einen Mann, seiner Frau keine Linderung verschaffen zu können, wenn sie selbst zu schwach und zu matt war, um in ihren Brüsten die für das Baby so wichtige Milch zu produzieren. Welch Schande! Ich musste mich mehr um sie kümmern, ihr sagen, was sie zu tun und zu lassen hatte. Meine starke männliche Hand, die sie immerfort führte, brauchte sie jetzt, am Beginn ihrer neuerlichen Mutterschaft, dringender denn je. Vor allem musste sie ab sofort wieder ordentlich zu essen beginnen, was sie nicht immer gern tat. Aber sie musste es. Sie musste! Des Kindes wegen, das in ihr reifte, musste sie es, denn wie sollte sie es ernähren können, wenn ihr ihre Brüste, welk und kalt, den Dienst versagten?

Als sie meiner entglittenen Gesichtszüge gewahr wurde, berührte sie lachend meinen Arm.

„Nein, nein, ich bin nicht krank“, erwiderte sie dann, wandte sich um, suchte sich ein schattiges Plätzchen neben einem, vom Sturm geküssten Strandkorb und begann zu lesen.

Das tiefblaue Nass hielt, was es versprochen hatte und so tauchte ich einige Male kräftig unter, um auch meinem erhitzten Kopf diese segnenden Kühle zu gewähren. Prustend durchstieß ich dann die nun aufkommenden Wellen und entsann mich männlicher Freude, die ich stets beim Wellenspringen empfunden

hatte. Fröhlich winkte ich meiner liebreizenden, am Ufer verbliebenen Frau zu und wollte ihre begreiflich machen, welch Glück es für sei, mich von der doch recht unruhigen See in die Höhe heben zu lassen, um, sogleich von den Füßen gerissen, in das folgende Tal zu gleiten. Ich wollte sie, wie es meinem männlichen Großmut zukam, an meiner Freude teilhaben lassen und ihr zeigen, wie gut es mir geht. Sie reagierte, wenn auch verhalten, was, so nahm ich an, der sommerlichen Hitze geschuldet war – oder, was ich noch viel besser fand: Sie sorgte sich bereits um ihre kommende Mutterschaft. Spürte sie gar etwa schon, wie ihre Brüste schwellen und sie bald einen größeren BH tragen müsste? Ich hatte einst gelesen, dass Frauen sehr schnell nach der Empfängnis erste Veränderungen an ihrem Leib wahrnahmen. Vielleicht war dies der Grund für ihr zaghaftes Winken? War mein Same schon so tief in sie eingedrungen, um sie auf ihre baldig kommende Mutterschaft vorzubereiten? Welch göttlicher Gedanke! Er trieb mich zu noch höheren Sprüngen über die Wellen an.

Nach einer kleinen, ausgelassenen Weile voll männlichen Vergnügens setzte ich mich wieder neben meine Frau und bespritzte sie mit einigen, von meiner leicht gebräunten Haut abperlenden Tropfen Wasser, die sie – nun doch fröhlich lachend – empfing. Ihr gerötetes Gesicht ließ mich daran glauben, dass sie, wie es einer guten Ehefrau zukam, mein Glück willig mit mir teilte. Ich belohnte sie umgehend damit, dass ich meine Hände um ihre üppigen Brüste legte und sie zu massieren begann. Wie gut, dass ich, auch wenn es mir immer etwas peinlich war dies zuzugeben, des Melkens von Kühen nicht ganz unkundig war. So wusste ich, was ich hier zu tun hatte. Auch öffnete ich ihr Hemd, mithin ihren wunderschönen, spitzenbesetzten BH, den ich ihr selbst zum letzten Geburtstag gekauft, bettete mein Gesicht auf ihre weiche Wärme und begann, so wie es mir, als ihrem Ehemann zukam, kräftig an ihren Knospen zu saugen. Und das diente nicht nur einem neuerlich aufkeimenden Liebespiel. Nein, nein! Auch wenn ich spürte, wie sehr sie danach verlangte. Ich wäre kein Mann, wüsste ich nicht, dass gerade eine regelmäßige Massage der weiblichen Brüste einer ausreichenden Milchproduktion zu späterer Zeit zuträglich war. Sie, ganz die kluge Ehefrau, ließ es, wohl wissend, dass ich nur um das Wohl des kommenden Kindes besorgt war, geschehen, griff dann jedoch zur Wasserflasche, trank einige Schlucke und gemahnte zum Aufbruch, da die Zeit drängte. Und wie recht sie doch hatte! Die Sonne stand bereits tief über dem Horizont.

„Vorhin im Wasser fiel mir Folgendes ein“, begann ich das Gespräch, während ich mir das Handtuch um die Hüften schlang, um mich meiner nassen Badehose zu entledigen.

„Was?“, erwiderte sie und legte ihre kleine Puppenhand auf meinen Bizeps.

„Unser Alan-Patrick hat doch solche Angst vor dem Wasser, vielleicht sollte ich in den nächsten Tagen einmal mit ihm ans Meer gehen. Er weiß gar nicht, was er versäumt, wenn er nicht wenigstens einmal in diesem Sommer schwimmen war“, sagte ich.

„Du bist ein so guter Vater“, raunzte sie da und schlang ihre Arme um meinen Oberkörper, küsste mich auf die Brust und schloss kurz die Augen. Ich wusste, wie sehr es sie nach mir verlangte. Oh ja, das wusste ich. Ich war ihr Lebensmittelpunkt, ihr alles. Ich sorgte für sie und sie Kinder, ich beschützte sie. Ich tat alles für sie und das wusste sie genau. Ohne mich würde sie nur schwer, wenn überhaupt, überleben können. Kurzum: Sie brauchte mich! Ich holte tief Luft, strich ihr über ihre schmalen Schultern und gemahnte, so wie es mir zukam, zum Aufbruche, um pünktlich zum Abendessen daheim zu sein.

Wir wanderten am Strand in Richtung Süden, bestaunten das nun aufbrausende Meer und fragten uns, wie der Widerspruch zwischen der Windstille und dem tiefblauen, kein Wölklein zierenden Himmel einerseits und der stürmisch tobenden See andererseits zu lösen sei, als mich meine liebliche Ehefrau am Arme packte und mich mit sich zog.

„Da“, stieß sie aus und strahlte mich mit ihren haselnussbraunen Augen wie ein Mädchen an. „Da“, echote sie und deutete mit ihrer Linken auf ein großes, in der Sonne gelblich schimmernden Etwas.

„Das ist ...“, sprudelte sie hervor und zog, ja riss mich förmlich zu diesem leichtenden etwas.

„Eine Qualle“, brachte ich, der ersten Aufregung entkommende, hervor und mahnte auch meine Frau zu beherrschtem Auftreten.

„Keine Qualle“, erwiderte sie.

„Keine?“

Sie nickte. „Hast du schon einmal solch eine seltsam gefärbte Qualle gesehen?“, fragte sie mich, ihrer Nervosität erlegen, doch etwas ungeduldig.

Ich gab ihr daraufhin Gelegenheit an meinem reichen Wissensschatz über Meerestiere teilzuhaben und wies sie darauf hin, dass es sehr wohl einige Quallenarten gäbe, die solch eine markante Färbung besitzen. Meist handelte es sich dabei um Feuerquallen, die ihres Nesselgifts wegen auf menschliche Gliedmaßen eine äußerst betäubende Wirkung ausüben, wenn es nicht sogar zu einem jämmerlichen, die Sinne überfordernden Erstickungstod führte. Ich rief ihr daher, obwohl es sich um eine am Strand liegende Qualle handelte und wir davon ausgehen konnte, dass sie bereits das Zeitliche gesegnet hatte, Abstand zu halten, den sie jedoch nicht gewillt war, einzuhalten. Rasch zog sie mich weiter, so dass ich uns, ernsthaft bemüht, mich zu befreien, bereits in unser beider Verderben laufen sah. Denn selbst eine am Strand liegende Qualle – und mochte sie überdies noch so tot sein – konnte ihr Nesselgift absondern.

„Das ist keine Qualle. Das muss ... ja, das ist ...“, keuchte sie und verkrallte sich nun so heftig in meinem Arm, dass ich annehmen musste, sie verlange nach neuerlicher Innigkeit, um sicher zu gehen, dass mein Same seine Arbeit auch tatsächlich in ihrem Leib aufgenommen hatte.

„Nein, guck doch hin ...“, brachte sie so heftig atmend hervor, als wir nur noch wenige Schritte davon entfernt waren.

„Ein Stück Plastik“, meinte ich zweifelnd, da ich ein neues, keiner, selbst einer Feuerqualle nicht entstammen könnendes Leuchten ausmachte und konnte mich der kleinen, Ahnung, die meine holde Frau in ihrem schönen Köpfchen hegte, nicht ganz erwehren, denn je näher wir diesem wundersamen schimmernden Ding kamen, desto unmöglicher erschien es mir, dies hier, zu dieser Jahreszeit zu finden.

„Ein Bernstein“, rief sie aus, warf sich in den Sand und griff nach ihm. „Ein Bernstein, und was für ein Großer noch dazu“, sang sie förmlich mit ihrer glockenklaren Stimme.

„Ich liebe diese Steine, weil sie so viele Geheimnisse in sich bergen. Manchmal ... oh, nein, schau, hier ist ein Insekt eingeschlossen. Man kann alle Einheiten noch ganz genau erkennen. Das ist so seltsam, weißt du? Wie alt es wohl ist?“, plapperte sie drauflos, sodass ich Mühe hatte, sie an meinem reichen männlichen Wissensschatz über die Entstehung dieser, irrtümlich als Steine bezeichneten, Harze teilhaben zu lassen. Meine Frau verhielt sich bisweilen wie ein kleines Mädchen, unfähig Belehrungen anzunehmen. Schnaubend entwand ich ihr den Stein, ließ mich in die Hocke hinab und begutachtete – ganz nach meiner Forscherart – das zweifelsohne kostbare Stück. Obwohl groß, wog es leicht und lag geschmeidig in meiner großen, vom Glöcknerdienst gekräftigten Hand und wirkte wie ein schimmerndes Stück Gold, das meine Sinne betörte und meinen Leib warm durchdrang. Ich beruhigte mich etwas, blickte dann zu meiner liebreizenden Frau hinüber, strich ihr übers Haar und wollte gerade dazu ansetzen, ihr zu erklären, wie es zur Entstehung dieser Steine kam, als ich den unausgesprochenen Wunsch in ihren wunderschön leuchtenden Augen erkannte.

„Ja“, sagte ich leise. „Ich mache dir ein Schmuckstück daraus und du bekommst es zur Geburt unseres Kindes.“

Als Antwort fiel sie mir um den Hals, drückte ihre ganze Weiblichkeit an meine, vom harten Glöcknerdienst, muskolös gewordene Brust und küsste mich tief und inniglich. Sie war mein Engel!